

Des Führers Ruf — Der Ruf der Zukunft

Gauleiter und Staatsrat Jordan zur Volksabstimmung am 19. August

Als am 2. August, dem Erinnerungstage des großen Krieges, der große Reichspräsident und Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg in die Öffentlichkeit trat, da vertumpte vor der Majestät dieses großen Toten auf Tage der Gabelung des politischen Weltgeschehens. Eine ganze Welt hielt auf Stunden den Atem an in dem Bewußtsein, daß ein Mann von Kampflust Deutschlands gegangen war, der wie ein ehrender Vol in den Geschicknissen unserer Zeit zum Begleiter einer neuen weltgeschichtlichen Wende erwachte. Und als am selben historischen Tage die Regierung des deutschen Volkes Würde und Macht des Reichspräsidenten auf den Führer und des Reiches Kanzler Adolf Hitler übertrug, wurde inmitten der Trauer um den treuen Gehirnen der tiefsten Sehnsucht des deutschen Volkes Erfüllung erreicht.

Der ungeleitete Wille der gesamten Nation

Das Staatsoberhaupt der deutschen Nation heißt nunmehr Adolf Hitler. Des Volkes Wille wurde zur ehernen Grundlage seiner Macht und die Parole: Mit dem Volke für das Volk — zu dem Grundgedanken seines He-

imes. Aus der klaren Erkenntnis, daß alle Macht nur diesem einseitigen Willen des Volkes entspringen darf, hat der Führer Adolf Hitler das deutsche Volk zum Mittelbar zur Entscheidung aufgerufen. Am 19. August soll jeder einzelne frei und ungeschwungen seinen politischen Willen Ausdruck verleihen und so selbst teilnehmen an der Gestaltung des Schicksals der Nation. Und wahrlich, keine Zeit des Führers hätte die Volksergebenheit des Adolf-Hitler-Deutschlands schlagkräftiger dokumentieren können, als dieser

Ruf des Führers an sein Volk

Während andere Regierungen unter dem schamlosen Schutze der letzten Partei einer untergehenden Demokratie zu sein, sich einseitig bemühen, die wirkliche Meinung ihrer Bürger nicht offenbar werden zu lassen, befragt das neue Deutschland öffentlich vor aller Welt das Volk um seinen Führerwunsch. Die Seite der Feinde des neuen Deutschlands, um „unreinen“ Deutschland, vom „Terror“ der Adolf-Hitler-Diktatur bricht jämmerlich in sich zusammen. Erneut tritt Deutschland in den Mittelpunkt einer noch kühleren Welt. Doch in der stetigen Bewusstheit, trotz Mühe und Verleumdung auch die Verhängung

dieser Welt im Wettbewerb des friedlichen Aufbaues einmals erträumt zu haben.

So tritt nun am 19. August das schaffende Deutschland an zum gewaltigen Appell eines einzigen gemeinamen „Ja“. Das ganze Volk wird im

Bewußtsein der großen Dankeschuld

in Liebe und Treue sich zu dem Manne belassen, der das deutsche Schicksal wendet und der aus Not und Schande den Weg in eine neue Zukunft weist. Da, deutscher Volksgenosse, der Du schließend nachwirkend irgendwo im Volke lesen magst, erkenne, daß Du der Träger Deines eigenen Schicksals bist. Erkenne, daß kein Volk Leben und Freiheit und Ehre verdient, das nicht täglich neu um seine Zukunft ringt. Erkenne, daß des Führers Ruf der

Ruf der deutschen Zukunft

ist und bekenne Dich zu ihr. Laß auf den Ruf des Führers das Befremden der ganzen Nation die Antwort sein, auf daß im Triumph der Liebe und Treue der Führer uns voranführt im friedlichen Kampfe Deutschlands für das Glück und den Frieden der Welt.



Der Freund der Jugend.

Warum wählen?

Den Beginn der Wahlkampfwunde nehmen Berliner Blätter zum Anlaß, ihre Leser auf die Bedeutung des 19. August aufmerksam zu machen. Der „Angriff“ weist darauf hin, daß eine der Welt neu, in ihrem Empfinden aber dem deutschen Völkern vertraute Art der Volksabstimmung in die Geschichte trete. Der Kleinrieg der Stimmzettel, wie er in den demokratischen Wahlen an der Tagesordnung ist, ist verschunden. Auch die Diktatur ohne Befragung des Volkes habe in Deutschland keinen Platz. Die neue Volksabstimmung zeige den tiefen Unterschied, der zwischen Diktatur und Führung bestehe: dort die Regierung der Macht unter Ausschluß der Volksöffentlichkeit; hier die machtvolle Führung des Volkes durch die Volksöffentlichkeit.

Der „Berliner Vorläufer“ schreibt, Hitlers Forderungen, das Volk über das Staatsoberhaupt dem Volk zur Sanction zu unterbreiten, sei ein Akt ehrlicher Demokratie, der, in den „Republikanismen der Welt nur ein einziges Mal verübt, die ganze Unrechtheit der Präzedenzdemokratien entlarven würde. Es gehöre der Würde des guten Gewissens dazu, sich vor aller Welt dem Urteil der Nation zu stellen. Dieses gute Gewissen aber sei nichts anderes als das feste Wissen, mit dem Willensdruck des Volkes untrennbar verbunden zu sein. Am 19. August würden wir alle erneut auf die Probe gestellt, ob wir das zwingende Gebot zur Einigkeit auch recht verstanden hätten. Dieses Gebot sei ein „Uhu!“ Es gebe für niemanden Freiheit, von ihm abzufallen, es sei denn, er wolle von seinem Volk abfallen.

In der „Berliner Vorkonsequenz“ wird darauf hingewiesen, daß es sich um eine Frage handele, die sich an Herz und Verstand des deutschen Menschen wende. Es bestehe keine verfassungsmäßige Pflicht, nach der Reichsregierung gebunden wäre, sich für das rechtmäßig beschlossene Gesetz die Sanction durch das Volk einzuholen. Wähler, die sich demokratisch nennen, pflegen sich in Fällen, die wirklich umfängliche Verfassungsänderungen bedeuten, davor zu hüten, das Volk nach seiner Meinung zu fragen. Sie seien trotz, wenn ihnen ihre Verfassung ein Diktatorien offen lasse. Die Verfassungsfrage, die Adolf Hitler im Spätherbst des vergangenen Jahres an das deutsche Volk richtete, sei mit einer Mehrheit bejaht worden, wie sie bei derartigen Abstimmungen noch nicht dagewesen sei. Der Führer sei von der Innerlichkeit befehl, daß die wahlberechtigten Männer und Frauen Deutschlands auch dieses Mal das Vertrauen nicht enttäuschen werden, das er in sie lege.

Die innere Verbundenheit zwischen dem verstorbenen Generalfeldmarschall und dem Kanzler sei in den letzten Wochen offensichtlich geworden; keines Deutschen Hände seien würdiger, für die Übernahme des Vermächtnisses Hindenburgs, als die Hände Adolf Hitlers. Das Ja am nächsten Sonntag sei zugleich die einmütige, aber wirkungsvollste Form des Dankes des deutschen Volkes an seinen Führer.

Antizipien an den Wahlauftritt des verstorbenen Reichspräsidenten vom November 1933 schreibt die „Kreuzzeitung“: Jegl, deutsche Männer und deutsche Frauen, dem Deutschland, daß das deutsche Volk geschlossen hinter dem Führer und der Reichsregierung steht und daß es nicht gewillt ist, sich in der Wiederanbahn seiner nationalen Ehre zu fragen wie die Hindenburgs zu lassen. Beweist durch eure Stimmabgabe durch euer Ja, daß jede Hoffnung auf Intervention im deutschen Volk ein für alle Mal dahin ist. Wir alle müssen dem Führer dafür dankbar sein, daß er uns durch die Beilegung der Parteien nach dem Schicksal Hindenburgs einen Kampf um die Macht, so lange dieser einzigartigen Persönlichkeit eripart hat.

In der „D.Z.“ wird ausgeführt, es ist keine Wahl, bei der es einen Gagne geben könnte. Niemand anders ist da, den die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes auf den Posten des Führers und Reichskanzlers wünscht. Die Abstimmung ist für uns keineswegs überflüssig. Sie ist für uns genau so nötig, wie für Hitler. Es handelt sich hier nicht darum, daß jeder ein eigenes, seine Stellung zur nationalen sozialistischen Bewegung findet. Da soll es auch keinen Vorbehalt geben, als gingen wir nur zur Wahl, um in schweren Zeiten vor der Welt die deutsche Einigkeit kundzugeben. Das ist natürlich nicht gleichgültig, aber entscheidend ist, daß wir sie vor uns selbst kundgeben und den Führer und Reichskanzler nicht nur für seine außerpolitischen Aufgaben stärken, sondern für das Rettungswort selbst, dem er sich seit 20 Jahren mit unbedingtem Willen ergeben hat.

Jüngster spanischer königssohn

Bei einem Kraftwagenunfall ist der jüngste Sohn des Königs von Spanien tödlich verunglückt. Die Infantin Beatrice fuhr mit ihrem Bruder Gonzalo im Kraftwagen von Villah nach Paris. Bei Krummfahrt trat sie auf der Straße einen aufstrebend betrunkenen Radfahrer und verlor, nach rechts auszuweichen. Dabei fuhr der Wagen gegen eine Mauer. Gonzalo erlitt so schwere Verletzungen, daß er bald darauf starb. Der Radfahrer hat angegeben, daß er am dem Unfall die Schuld trägt.

Stimmen zweier alt Soldaten

Ein Redaktionsmitglied der „D.Z.“ hatte Gelegenheit, mit Generalfeldmarschall von Madeten zu sprechen. Generalfeldmarschall von Madeten lehnte zwar jede Erklärung ab, weil es sich um eine hochpolitische Angelegenheit handele; denn er sei Soldat und kein Politiker. Er habe sich nie mit Politik abgegeben und gebe es auch in Zukunft nicht zu tun. Zu der Forderung, daß das deutsche Volk über die Frage entscheiden solle, ob der Frontsoldat Adolf Hitler in seiner Berlin die Leiter des Reichskanzlers und des Reichspräsidenten vereinen solle, sagte der Generalfeldmarschall: Es handelt sich um einen Wahlkampf. Es gibt keinen Gagne. Das Ergebnis der Volksabstimmung wird ein ganz überwältigendes Mehrheit der „Ja“-Stimmen nicht heute schon fest.

Der „Tag“ veröffentlicht folgenden Aufruf des Generalfeldmarschall v. D. Dr. jur. h. c. von Klud: „Nach dem Hinscheiden unseres Hindenburg, des Nationalhelden, der allen Deutschen gehörte, hat der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler auch das schwere Steuerkreuz des Reichspräsidenten auf seine schattigen Hände genommen. Eine bedeutende Mehrzahl der Arbeit, der Pflichten und Ehren. In der weitblickenden, richtigen politischen Anschauung eines Ehrenmannes vom Scheitel bis zur Sohle hat der Führer eine große Volkswirtschaft zu betreiben, um sein Handeln durch die Gesamtheit der Volksgenossen weihen zu lassen. Wer will da zurückbleiben? Die ganze Frauen- und Männerwelt wird zur Arne frömen, um dem abgehenden, in kurzer Zeit einsehend bewährten Staatsmann ein einstmütiges „Ja“ zu schenken. Gott segne unsern Führer, Heil ihm, dem Frontsoldaten! Alle alten Krieger bieten ihm treue Kameradschaft!“

Die Durchführung der Amnestie

Der Verfügung des Reichspräsidenten für die Durchführung der Amnestie sind noch folgende Einzelheiten zu entnehmen. Bei Verurteilten, die Freiheitsstrafen bis zu drei Monaten und Ersatzfreiheitsstrafen für Geldstrafen bis zu 500 RM. erhalten haben, haben die Gefangenenanstalten die Strafen als bald zu erfüllen zu beginnen und hiervon der Vollstreckungsbehörde Anzeige zu machen. Die Gefangenenanstalten haben ferner der Vollstreckungsbehörde in Listen diejenigen Gefangenen mitzuteilen, die Freiheitsstrafen von mehr als drei bis zu sechs Monaten oder Ersatzstrafen für Geldstrafen bis zu tausend RM. verbüßen.

Die Strafvollstreckungsbehörden haben den Eintritt des Straferlasses durch Verfügung festzustellen und die Vollstreckung von Frei-

heitsstrafen sofort zu unterbrechen. Wenn Zweifel bestehen, ist umgehend die Entscheidung des Gerichts herbeizuführen. Die bei den Strafvollstreckungsbehörden üblichen Verfahren, sind, soweit das Gesetz auf sie Anwendung findet, durch Verfügung einzuhalten. In dem gerichtlich anhängigen Sachen ist alsbald die Entscheidung des Gerichts herbeizuführen. Sie kann auch außerhalb der Hauptverhandlung ergehen. Die Anstellung weiterer Ermittlungen ist nur insoweit zulässig, als für die Entscheidung über die Anhängigkeit des Gesetzes der Tatbestand noch weiter aufgeklärt werden muß.

Brand in einer Kailgrube

Neun Tote 800 Meter unter der Erde. Einem Schacht der Kailgrube von Gießhain (Elsch) ereignete sich am Montag zwei Explosionen, die einen Grubenbrand auslösten. Das Grubenunfall forderte neun Tote. Drei schwer verletzte Grubenarbeiter liegen noch im Krankenhaus von Mühlhausen. An ihrem Aufkommen wird gezweifelt.

Das Unglück ereignete sich in einer Tiefe von 800 Metern. Am Montag waren aber nur 12 Mann eingeschifft, um ein Sabel des Fördererztes auszuheben. Vermutlich infolge Kurzschlusses ereignete sich eine fürchterliche Explosion, die außerhalb des Schachtes in einem Umkreis von mehreren Kilometern gehört wurde. Der Stollen fand im Au in hellen Flammen. Nur vier Arbeiter gelang es, sich einen Weg aus diesem Nennemmer zu bahnen. Sie wurden wenig später von einer Rettungsflamme mit lebensgefährlichen Brandwunden zum Kranfenthaus gebracht. Dort ist der Obersteher Weber bereits gestorben. Trotz aller Mühen und Anstrengungen gelang es der Hilfsflamme aber nicht, bis zu den übrigen eingeschlossenen Kameraden vorzudringen, die sämtlich in den ihnen konnten in den letzten Abendstunden als Leichen geborgen werden.

Bund deutscher Heiden aufgestellt

Der badische Innenminister hat den im Februar 1934 in Freiburg (Br.) gegründeten Bund deutscher Heiden aufgestellt und verboten. Der Bund lehnte nach seinen Satzungen jegliches Christentum als eine vom Judentum gelitig beeinflusste Lehre ab, ebenso die Kirche als Einrichtung. Die Neugründung, die in Widerspruch zu den christlichen Lehren steht, ist daher nicht nur wegen ihres Namens politisch unerwünscht. Sie mußte deshalb zum Schutze von Volk und Staat verboten werden.

Zeitung überzeugt nicht Worte - Probieren Sie die neue Trommler

STURM-ZIGARETTEN-FABRIK, DRESDEN

Es kommt im Menschenleben darauf an, das Unabwendbare mit Bewußtsein hinzunehmen, das Gute und Liebre recht auszuüben und sich neben dem äußeren ein inneres, eigentlicheres nicht zufälliges Sittlich zu erobren

Und als er den Bodenbauern gelegentlich traf und ihm Vorhalt machte, mußte dieser beichten: Das Gute Nacht, Herr Warrer! sei nur eine Erfindung von ihm gewesen, eingekoben von der Not und der Angst vor den häßlichen Nachpredigten.

— sah sie nicht, wie der Warrer aus vollem Halse über die Sitt der Bodenbauern sagte. Dann er hatte sich schon ungeduldet und flüchtig dem erfindungsreichen „Sinnlich“ auf die Schulter: Mein Lieber, der Gute-Nacht-Wunsch ist mir schon recht. Aber wenn er in Zukunft um 9 Uhr statt um 12 Uhr erfolgt, ist mir lieber und errenen Sittlichkeit sticht. Gute Nacht, Bodenbauer.

Vaterländische Gedenkblätter
Bereicht die große deutsche Vergangenheit nicht

14. August.
1688: Friedrich Wilhelm I. geb.
1865: Vertrag von Gallien zwischen Preußen und Dänemark
1870: Sieg der Deutschen in Colmar-Neuilly.

burger Salons wurde dies und jenes Gerücht erzählt. Geheime Nachrichten aus Tokio meldeten, daß das japanische Kriegsministerium laufend über die russischen Missionen unterrichtet wurde. Einzelheiten wurden bekannt, die nur von jemand stammen konnten, der genaueste Kenntnis in russischen Militärkreisen hatte. Die Offiziere der Nachrichtenstelle waren sich nicht im Zweifel, weshalb diese Nachrichten überhaupt in einer Zeitung wie der „Wittelsbach“ bekannt wurden. Der aus unerschöpflichen Quellen schöpfte.

Kapitän Tanama hielt ein großes Haus. Er galt als sehr reich. Die russische Gesellschaft ging in seinen Salons hin und aus; Polente, Dittiere, Beamte, Schauspieler, und nicht zu vergessen, einige der schönsten Schauspielerinnen des damaligen Petersburgs. Tanama gab sich als eingetragener Spieler. Aber wenn man ihn beobachtete, hatte man den Eindruck, daß es ihm weniger um das Spiel zu tun war, er vornehmlich großen Summen. Aber es waren zu große Summen, um daß Tanama niemals zu verlieren. Alle die vielen Besucher seines Salons führten ein gutes Leben. Sie wurden von der durch die farbigen Spielereien der Kapitäns und besetzten ihre Wäntchen mit Brillanten.

Was im Hause des Major in Wirklichkeit vorging, darüber herrschte unter den Offizieren des russischen Nachrichtenbureau's kaum ein Zweifel. Tanama wurde nach dem höchsten amtlich registriert. Der Kapitän gab sich keine Mühe, und seine Mittelsmänner waren auch nicht zu überreden. An sein Tokio ließen immer bedrohliche Nachrichten ein. Jeder Beschäftigte der in Petersburg hinter geschlossenen Türen geführte wurde, tanama hatte auf den Anstößen des Lotterie-Gewinnlotos.

Man kann auf ein Mittel, den gefährlichen Mann aus Petersburg zu entfernen. Man einfach aus dem Lande zu schicken, aber nicht um; man mußte einen Handel herausfinden, der ihn aus irgendeinem Grunde bismittieren, vor der Öffentlichkeit bloßstellen. Die erstere Fremdbild Tanamas war damals die Schauspielerin Almskaja, eine Frau von blendender Schönheit, die in angeleglicher Kreuz und Tugend hing. Auf dem Wege über sie hoffte man, an den japanischen Kapitän heranzukommen. Genug Drohungen waren notwendig, um sie geigig zu machen. Schließlich willigte sie ein — Sibirien drohte, und forderte von Tanama ein solches Heiraten.

Der japanische Kapitän war auf einen Angriff von dieser Seite nicht gefaßt. Er schaute ab und verlor die drängenden Frau klar zu machen, daß er nach japanischen Gebräuchen eine Japanerin heiraten müsse, ohne die Wäntchen auszuwickeln müsse. Er bot ihr Geld an, viel Geld, so daß sie ohne Sorgen in die Zukunft leben konnte. Aber die Almskaja hatte ihre Direktiven. Nein, Geld wolle sie nicht. Entweder müsse er sie heiraten, oder sie werde ihn bloßstellen und mitteilen, daß er heuchelt in Japan eine Frau habe. Tanama hat um Ueberzeugung bis zum nächsten Tage.

Im nächsten Tage läutete es in der Nachrichtenstelle. Kapitän Tanama war am Tode. Er hat um den Verstand der Saugmann in einer persönlichen Angelegenheit. Der Saugmann war im Bilde, er war von allem unterrichtet. Tanama empfing ihn mit dem Wort: „Die Almskaja verlangt, daß ich sie heirate. Da

Der Gutenachtwunsch

Seine Erzählung.
von H. Schöndorfer-Heimdal.
Solange der Bodenbauer lebte, hatte es keine Gänge, wenn er seine Gänge an Stammlich die Mitternacht ansah. Niemand rebete ihm etwas darin, und er genoss diesen Zustand der Freiheit mit leiser gedanklicher Selbstverwirklichung, die das Merkmal jedes noch unerschöpflichen und abendlichen Mannes ist. Dies änderte sich jedoch mit einem Schlage, als der Bodenbauer keine Bodenbauerin heimführte, wie es in den meisten Ehen zu geben pflegt, bald das Best in die Hand nahm. Besonders rasch mußte sie ihrem Mann das Eigenleben an Stammlich abzugewöhnen.

Die Danksagen seiner früheren Bekanntschaften hatten zur Folge, daß der Bodenbauer wieder ab und zu den schwachen Versuch machte, den Warrer im Hause zu setzen, indem er ungeschicklich der Danksagen seiner Bekanntschaften länger überließ, als es für den schicklichen Frieden förderlich war. Angerufen kam ihm kein Hausrecht aus noch mit der Drohung, sie würde es dem Herrn Warrer lassen, was er für ein Kaufman war, und der würde ihm die Danksagen schon antworten lassen.

Bei der Erwähnung des getrennten Herrn Warrers durchführte der Bodenbauer blickend ein Gebante, und ein Plan reifte in ihm, der seiner Gesehichten die häßlichen Nachanklagen für alle Zukunft verdrängen sollte. Ein paar Tage tat der Bodenbauer auf, aing nicht ins Wirtshaus, trank kein Weislein daheim und wies keine Bäuerin: Sie habe schon recht, mit dem Warreren wolle er sich nicht verdrängen, im Gegenteil, er wolle sich mit ihm einen recht freundschaftlichen Fuß stellen. Denn das verhasste Ansehen und Einfluß in der Gemeinde.

Kurze Zeit darauf kam aber der Bodenbauer erst wieder kurz vor Mitternacht nach Hause. Die Bäuerin hatte sich schon eine gefasste Briefe ausgedacht, mit der sie den Empfang gebrührend einleiten wollte. Da hörte sie auf der Dorfstraße die Stimme ihres Mannes: „Also gute Nacht, Herr Warrer! Angenehme Nacht! Und schönen Dank, daß Sie mich heimbehalten!“ Und schönen Dank, daß Sie mich heimbehalten!“ Und schönen Dank, daß Sie mich heimbehalten!“ Und schönen Dank, daß Sie mich heimbehalten!“

Eines Tages wurde es der Bodenbauerin aber doch zu bunt. Als sie den Warrer einmal traf, sah sie ihn ihren Mann doch sehr einseitig freundlich anblicken. Sie wolle seine Freundschaft mit ihrem Mann zwar zu schätzen, aber das Eigenleben des Mitternachts würde sich weder für einen christlichen Hausvater noch für den Seelenführer der Gemeinde, setzte sie noch für sie bel.

Der Warrer nickte nur und verpackte Abhilfe.

Tanama, Rußlands japanischer Dämon

Ehre und Leben fürs Vaterland / Weshalb Japan über Rußland triumphierte

Ein alter russischer General, jetzt ein Mann mit ergrautem, fast weisem Haar, mit geräuchertem Hock, die Brust voller Orden und Medaillen, erzählt diese Geschichte, die mit dem Vergehen des Zarenreiches eng verknüpft ist. Es geht ihm schicklich, dem alten General. Seine Sätze sprechen von Not und Entbehrung. Er ist einer der zahllosen russischen Emigranten, die ihre Heimat nach menschlichen Ermessen nie wiedersehen werden. Sein Geist lebt nur in der Vergangenheit. Er hat wenig Gesellschaft; aber wenn die Erinnerung ihn übermannen, dann gewöhnen wohl ein paar Wodka, ihn zum Sprechen zu bringen. Was er erzählt, ist die Geschichte des Kapitans Tanama. Sie spielt in den zwei Jahren kurz nach der Jahrhundertwende, als der alte General noch Hauptmann im Nachrichtenbureau des russischen Generalstabs war. . . .

lutionären Bewegung in Rußland. Ich weiß es, ich. Die Japaner hätten nicht angenommen ohne Tanamas Namen. Dies ist die Geschichte dieses seltsamen und ungewöhnlichen Mannes. — Kapitän Tanama kam 1901 als Militärattaché der japanischen Botschaft nach Petersburg. Er war ein Niemand, wie man sich die Japaner nicht vorstellen sollte: hoch, kräftig gebaut, das Gesicht bronzefarben, und häßlich wie eine tibetanische Tuschelmaße. Er war ein Mann von guter Erziehung und großer Weltkenntnis: eine auffallende Erscheinung, die nicht nur die Augen aller Frauen auf sich zog, alle die mit ihm zu tun hatten, interessierten sich für ihn. Auch die Mitglieder der Nachrichtenstelle im Generalstab zu Petersburg hatten viel für ihn übrig, obwohl sie wohl wußten, daß der ihm überaus hoch Japaner sich nicht viel von einem Spion unterrichtete, zu einem solchen vielfach gleichgültigen war.

Tanama kamme aus einer der ältesten und angesehensten Familien Japans. Sein Vater war hoher militärischer Würdenträger und persönlicher Berater des Mikado. Es war, wie gesagt, im Jahre 1901, aber Kriegsangelegenheiten schürten schon damals die Luft. In der Peters-

Zur einer ist verantwortlich für die russische Revolution und ihre Folgen. Es würde noch heute einen Zaren geben, noch heute ein russisches Kaiserreich, wenn Kapitän Tanama nicht gewesen wäre.“ „Wie können Sie das behaupten“, rief der alte Mann und schickte auf den Tisch, „das war der Anfang der revo-



Eines der bekanntesten Bilder von Spitzweg: „Der Doet“

Das Glück auf Gray

Roman von Alexandra von Boffe

6. Fortsetzung.
Sie durchführten Fortschritt, ein ganz kleines Städtchen, dann hinter einander zwei langgestreckte Dörfer, dann eines nach dem anderen, dann kam es eine lange, gerade Allee hinan, schließlich um eine Wäntz, während davon mit der Spitze drei Signale gab. In dem Augenblick, als das Auto vor einer breiten Freitreppe vorüber strömte von oben herab eine große Bahn elektrischen Lichts, und zwei junge Diener in schwarzen Anzügen kamen. Die Treppe führte zu einem von Säulen getragenen Porzellanhaus, an beiden Seiten der Treppe waren auf Podesten große Stühle mit Biergülden, Kamelien, Orangen und Pommeranzen aufgestellt.

Da weder Sir Reginald noch Lady Clara Frühlingsfischer waren, wurde das Breakfast nie vor zehn angerichtet.
„Nun war es schon Mitte November, die Sonne ging spät über England, und selten konnte sie die darüber lagernden Wolken oder Nebelstößen schon am frühen Morgen durchdringen. Es war aber in diesem Jahr ein besonders milder November, und als Wilfrid heute, von ihrem Hunde Jill ausgedehnt begrüßt, über die Veranda in den Garten hinausstritt, sah sie einen zwar nördlich blauen, aber doch klaren, blauen Himmel über sich, während durch die entlaubten Parkbäume ein besonders helles Sonnenlicht fiel. Die Luft war mürbe und frisch, vom nahen Meere her wehte nur eine leichte Brise.“

Nächtlich und elegantlich unbekannt nahm Wilfrid das wahr, während sie die sehr breiten Treppen hinunter ging, die ganz genau Nummernfolge richtete sich auf die schlanke Gestalt in soltem weißen, bis auf die Fußstüchel reichenden Gewand, die oben unter dem Porzellan von dem weißen Licht ganz überglänzte hand und ihre überdurchschnittlich schmalen Hände entgegenstreckte — Lady Clara!

Es war gut, daß Sir Reginald's und Lady Clara's Schlafzimmer nach der andern Seite des Hauses gelegen waren, so daß Jills freudiges Gegeben sie nicht werden konnte, denn es war nicht möglich, den Hund, der sich in seiner Freude ganz ansah, zum Schweigen zu bringen. Wilfrid lief aber doch schnell vom Hause weg durch den Park, von Jill nie toll untag und umsprungen bis sie beide atemlos am Golfgelände ankommen, wo ihr Golfwagen Teil Parks, der den Stock mit den Schlägen nachtragen mußte, sie erwartete.
Wilfrid nahm es mit ihrer von Onkel Reginald besonders geforderten Schlawenarbeit, dem Golfspiel, sehr gewissenhaft, sie war nachdem die ersten Stadien — aerobische Schläger und lärmende Arme — überstanden, schon selbstbewußte Golfspielerin geworden, Sie

war jung und gewandt, ihre Muskeln gut entwickelt, da sie von Kind auf Sport getrieben hatte: Tennis, Schwimmen, Eisklauf.
Wilfrid übte so früh am Morgen, zu einer für Engländer ganz widerwärtigen Zeit, weil Lady Clara sie an allen anderen Stunden des Tages für sich beanspruchte, schliefte Ruhe wurde und flugte, daß niemand Rücksicht auf ihre Wünsche nahm, wenn Sir Reginald federleicht Wilfrids Gesellschaft verlangte. Obgleich Wilfrid erst vier Wochen in Wintonrod war, hatte sie doch schon reiten gelernt. Nach dem Frühstück ritt sie nun oft mit dem Onkel aus, was ihr ungeschworene Vergnügen machte.

Aber Lady Clara war unzufrieden. „Dein Onkel nimmt dich mir immer weg“, flugte sie dann. „Du bist doch nach England gekommen, um mir Gesellschaft zu leisten, nicht wahr? Aber Reginald nimmt nie Rücksicht auf mich. Er ist ein fürchterlicher Egoist. Ich habe Gaudium!“
Wilfrid's erster Eindruck von Lady Clara, als sie die Frau ihres Onkels, bei ihrer Ankunft in Wintonrod, oben auf der Freitreppe, von Licht übergoßen, hatte schon diesen, war gewesen.

„Wie schön sie ist! Wie jung noch!“
Dieser Eindruck wurde später etwas abgeschwächt, als sie bemerkte, daß die rosige Färbung der Wangen künstlich erzielt und den Brauen über den porzellanblauen, etwas harr stehenden Augen, mit Kosmetik erzielt eine dunkle Färbung gegeben war.
Lady Clara verfügte über eine sehr gewandte französische Kammerzofe, Etienne, die sich auf derlei kleine Auftritte verstand.
„Immerhin ist sie viel jünger aus als sie war. Sie sieht auch großen Wert darauf, mich immer viele Stunden der Abwesenheit, Etienne, an ihrem schlanken Körper herabreichenden Gewand, die bis an den Knöchel reichende Sparr inwendiger Art trübte sie nicht. Bei gutem Wetter ging sie ein wenig spazieren, sonst lag sie am liebsten bequem im Sofa und las, was ohne viel Interesse französische Romane.“

So verblühte sie langsam, doch konnte man erkennen, wie fleißig sie gewesen sein mußte. Ja, sie war es noch, und obgleich sie kurze Röschchen vermaßte, rna sie doch das Haar in kurzen Locken, um ein Strich, Nacken und Schenkel, was sie kindlich erheiterte und sie war auch in ihrem Wesen viel kindlicher. Sie erliefen wie ein verwohntes, veragertes Kind.

Ihr Haar war so hellgelblich, daß nur ein scharfes Auge die darin sich mitschenden silbernen Fäden entdecken konnte, das sie bereits im Mund, der etwas zu groß und dessen Zügel zu dünn waren. Dazu hatte sie die Gewohnheit, ihn nicht ganz zu schließen, wenn sie schlief, wodurch die schmale Nasenspitze hervorstach an den Eckhöfen einer Schwärze erinnerte. War sie ärgerlich, was sie sehr oft war, raffte sie die Lippen aufeinander, was häßliche Fältchen an den Mundwinkeln verursachte.

Aber Wilfrid war von ihrer, Tante ausgemittelt enttäuscht worden es herrschte sich nicht angenehm ihnen helles Einvernehmen; nur durfte sie sie nicht anrufen. Das machte so alt, sagte Lady Clara.
Wilfrid hatte bei ihrem Trautina das erste, zweite und dritte Mal mit Clara überredet, nun wurde das Gelände sehr unübersichtlich, in dem der Ball sich verfrachten konnte, ihre Wäntchen, die ihn von seiner Wäntchen ablenken, erforderte größte Aufmerksamkeit. Wäntchen war er fort, hatte sich in ein Kammerbüchse verfrachten. Wie ägerlich! Wenn sie ihn mit der Hand herausnahm und fallen ließ, folgere es einen Schläge. Das machte ihn nicht, was sie allein liebte und nur über, aber sie verstand, daß der Ball nicht dem Egoisten herauszuholen, verfrachte verschiedene Schläge, um die Kammerbüchse heranzuführen.

Ein langer Schatten fiel neben ihren über den Boden. Sie meinte, Onkel Reginald lief ihr nachzusehen, wie er es einigte. Nach ihm gelangte sie zum Golfplatz, wo sie den Golfball ganz verzweifelt: „Oh, wie das Ding

